

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Namibia

vom 15. Februar bis 23. März 2011

**Namibia, 20 Jahre nach der Unabhängigkeit:
die Born Free Generation –
zwischen Selbstbewusstsein und Selbstzweifel**

Von David Frechenhäuser

Namibia, vom 15. Februar bis 23. März 2011



Inhalt

1. Zur Person	288
2. Späte Freiheit	288
3. How are you?	289
4. Born Free Generation	289
5. Unterricht in der Staatsschule	292
6. Eine andere Welt	293
7. Unterricht in der Privatschule	294
8. Unterricht in der Farmschule	296
9. Na'ankuse – Unterricht für die Ureinwohner	299
10. Rote Tomaten aus Namibia	301
11. Letzte Chance: Wenn die Noten zu schlecht sind	302
12. Mit Leoparden spielt man nicht	303
13. One Africa Television	306
14. Iikutu Fashion – Mode für junge Namibier	308
15. Auf dem Rad durch die Township	310
16. Architektur an der Polytech	313
17. Der Traum vom Chefkoch	314
18. Der Blick in die Zukunft	315

1. Zur Person

Ich wurde 1979 in Wuppertal geboren. In Marburg studierte ich Politikwissenschaft und Geschichte. Zum Hauptstudium wechselte ich an die Freie Universität Berlin und schloss dort mit dem Diplom in Politikwissenschaft ab. Während des Studiums machte ich diverse Praktika unter anderem beim ZDF, beim Deutschen Bundestag und bei der BILD-Zeitung und arbeitete beim Uni-Radio Berlin-Brandenburg und dem Nachrichtensender n-tv. Es folgte die Ausbildung an der Bayerischen Akademie für Fernsehen in München zum Diplom-Fernsehjournalisten (BAF). Nach der freien Mitarbeit beim Bayerischen Rundfunk sammelte ich Auslandserfahrungen im ARD-Studio Washington. Vom Frühjahr 2007 bis Herbst 2008 absolvierte ich das WDR-Volontariat. Anschließend war ich Redakteur im WDR-Studio Wuppertal. Seit 2010 arbeite ich als Reporter vor allem für den WDR (Aktuelle Stunde, WDR 5)

2. Späte Freiheit

Am Abend des 21. März 1990 wird im Windhoek Independence-Stadion die Flagge Südafrikas eingerollt und die blau-rot-grüne Flagge Namibias mit der Sonne im oberen linken Eck gehisst. Namibia ist nach jahrzehntelangem Widerstandskampf unabhängig.

Einer, der diese neu gewonnene Freiheit nutzen kann, ist Gabriel Biwa. Seine Geschichte (aus: GEO-Spezial, Oktober 2008, Titel: Land in Sicht) hat mich sehr beeindruckt. Biwa ist Herr über 8.000 Hektar Land und 1.500 Karakulschafe im namibischen Kalahari-Becken. Schon früh morgens macht er sich auf den Weg und kontrolliert die Weidezäune. Jeden Tag macht er das – ohne Ausnahme. Er ist schwarzer Farmer und eine eigene Farm war immer der Traum seiner Familie. Sein Vater starb 1984 und erlebte nicht mehr, wie sich Namibia aus den Fängen des südafrikanischen Apartheidregimes löste. Er erlebte auch nicht mehr, wie sein Sohn nach Jahren harter Arbeit in den Diamantenminen dieses Land mit Hilfe eines speziellen staatlichen Kreditprogramms erwarb. Aber Gabriel Biwa war noch nicht am Ziel seiner Träume. Neun Jahre zahlte er Lehrgeld, kämpfte gegen die Widrigkeiten der Natur, gegen Dürreperioden, war kurz davor zu scheitern. Doch ein alter weißer Farmer sagte ihm: Gib nicht auf. Halte durch. Er hat es geschafft, macht Gewinne, tilgt seinen Kredit. Gabriel Biwa hatte einen Traum, den Traum seiner Familie. Jetzt lebt er ihn. Doch kann das jeder in Namibia? Wie sieht es mit den jungen Menschen in diesem Land aus, ihren Träumen, ihren Hoffnungen, ihren Chancen? Darüber wollte ich mehr erfahren.

3. How are you?

Die großzügige Empfangshalle des Flughafens Hosea Kutako ist voll – voll von Deutschen. Und ich mitten drin. Schon im Flugzeug dachte ich im ersten Moment: Fliegt die Maschine etwa nach Teneriffa? Aber der entscheidende Beweis, dass die Reise dann doch nach Afrika ging, war der khakifarbene Safari-Look der Mitreisenden. Nun warten alle vor den Schaltern der Passkontrolle. Plötzlich mischen sich unter bayerische und schwäbische Gesprächsfetzen fremde Laute. Ist das etwa Khoikhoi oder Herero oder Oshivambo, die Sprache der größten Volksgruppe Namibias, der Ovambo? Ich höre genauer hin und werde enttäuscht: Ein paar Meter hinter mir steht eine Reisegruppe aus Russland, daneben eine Familie aus Asien. Eine Stunde muss ich warten, bis ich endlich an den Schalter vortreten und das erste Gespräch mit einem Namibier führen darf: Die Grenzpolizistin lächelt mich an und fragt: „How are you?“ – Keine weiteren Fragen. Der namibische Taxifahrer, der mich zu meiner Unterkunft bringt, will das auch wissen und schüttelt mir zur Begrüßung die Hand. Was für ein Empfang. Dann fängt es an zu regnen. Ein Wolkenbruch. Regenzeit in Namibia.

Vom Flughafen Hosea Kutako, benannt nach einem berühmten Herero-Häuptling, geht es mit dem Sammeltaxi nach Windhoek. Die Hauptstadt Namibias liegt etwa 45 Kilometer entfernt in einem Talkessel auf über 1.600 Metern. Kein Platz für einen großen Flughafen. Die Straße führt durch eine Dornbuschsavanne. Alles ist erstaunlich grün für ein Wüsten-Land. Der Fahrer erzählt, dass es seit Dezember fast jeden Tag geregnet hätte, solch eine Regenzeit habe es schon lange nicht mehr gegeben. Plötzlich bremst er ab und zeigt nach rechts: „Look, there are giraffes.“

4. Born Free Generation

Johanna lacht. Es ist ein ansteckendes Lachen. Sie sitzt auf dem Schulhof im Schatten eines Baumes zusammen mit ihren Mitschülern. Neben ihnen plätschert unaufhaltsam Wasser in ein Becken. Das ist der so genannte Fischteich, beliebter Treffpunkt während einer Freistunde an der Deutschen Höheren Privatschule in Windhoek (DHPS). Johanna hat ein Stipendium und geht in die 12. Klasse, im Herbst macht sie ihren Abschluss und weiß genau, was sie will: Sie möchte Bauingenieurwesen studieren. Sie ist schwarz, trotzdem hat sie die Chance, etwas in ihrem Leben zu erreichen. Dieser Satz klingt klischeehaft für Afrika, gilt aber in vielen Fällen leider auch für Namibia.

Das Land ist stabil seit der Unabhängigkeit. Kein Bürgerkrieg, freie Wahlen, eine freie Presse. Nicht umsonst ist es ein beliebtes Urlaubsland der Europäer. Aber das Bildungssystem und der Arbeitsmarkt sind in keinem guten Zustand. Wer kein Geld hat, wer kein Stipendium für eine Privatschule bekommt wie Johanna, der erhält in einer staatlichen Schule eine mittelmäßige Ausbildung. Das erzählen mir viele: Namibier, die sich für die Verbesserung der Bildung einsetzen, Journalisten, Vertreter deutscher Stiftungen und Mitglieder der größten Oppositionspartei RDP. Viele Lehrer sind schlecht ausgebildet, sie verfügen zum Teil selbst über nur unzureichende Englischkenntnisse. Mit bis zu 50 Kindern sind die Klassen überfüllt, mehr als 50 Prozent der Schüler verlassen die 10. Klasse ohne Abschluss. Nur 8,9 Prozent der 12.-Klässler werden mit ihrem Abschlusszeugnis zur Universität oder zur Fachhochschule zugelassen.

Aber auch die Regierung hat das Problem erkannt. Der stellvertretende Bildungsminister David Namwandi spricht in der größten englischsprachigen Tageszeitung „The Namibian“ vom Mangel an Lehrmaterialien, vom Mangel an Stühlen und Tischen, vom Mangel an gut ausgestatteten Internaten, vom Mangel an Klassenräumen und Bibliotheken und vom Mangel an qualifizierten Lehrern. Die Regierung setze sich dafür ein, 1.000 neue Klassenräume zu bauen. Und das ist nur einer der Maßnahmen, die das Ministerium umsetzen will. Helfen soll da ein riesiges Bildungsbudget. Das ist im aktuellen Haushaltsentwurf für 2011/2012 mit 8,3 Milliarden namibischen Dollar (NAD; ca. 840 Millionen Euro) der größte Posten. Der Haushalt sieht Ausgaben in Höhe von insgesamt 35,8 Milliarden NAD vor. Das Budget, das ihnen anvertraut würde, sei gewaltig, betont der Bildungsminister Abraham Iyambo in der Windhoeker „Allgemeinen Zeitung“. Die geplanten Projekte müssten schnell realisiert werden. Es sei unglaublich, dass sich in manchen Fällen bis zu 50 Schüler ein Schulbuch teilen müssten. Im vorigen Haushalt waren ca. 100 Millionen NAD für Bücher ausgegeben worden. Nun will der Minister dafür etwa eine Milliarde NAD investieren. Bis 2013 würden alle Schüler in ganz Namibia ein eigenes Buch besitzen, verkündet Iyambo.

Er spricht auch gravierende Probleme an, die nicht alleine mit einem großen Haushaltsbudget zu lösen sind: Viele Schüler und Lehrer seien nicht diszipliniert, engagiert, würden alkoholische Getränke einnehmen und tauchten oftmals in der Schule nicht auf. Er forderte die Lehrer auf, nüchtern zur Arbeit zu kommen. Sie könnten nachts am Lagerfeuer trinken, aber wenn sie am Morgen betrunken seien, könnten sie gleich für immer zu Hause bleiben. Bildungsminister Iyambo wird für diese Offenheit von vielen Namibiern geschätzt. Während meiner Interviews wird immer wieder die Hoffnung ausgedrückt, dass er etwas verändern könne. Trotzdem würde es mindestens drei Jahre dauern, bis die Standards in ganz Namibia angeglichen würden,

schätzt ein selbstständiger Berater des Bildungsministeriums im Interview. So sind die Unterschiede beispielsweise bei der Ausstattung der Schulen zwischen der Hauptstadt und den „Rural Areas“, den ländlichen Gebieten, enorm. Bis zu sieben Jahre würde es dauern, bis man die Bildungsstandards z. B. von Südafrika erreicht hätte, so der Berater.

Ferner sind zwei gravierende Fehler zu Beginn der Unabhängigkeit gemacht worden, so das Fazit nach diversen Interviews. Diese belasten immer noch das Bildungssystem. Zum einen war es etwas voreilig, die englische Sprache als Haupt-Unterrichtsmedium einzusetzen. Denn weniger als zwei Prozent der Bevölkerung spricht Englisch als Muttersprache. Die Lehrer können oft selbst kein gutes Englisch schreiben und sprechen. Die Schüler sprechen zu Hause eine ihrer eigenen Sprachen. Insgesamt gibt es an die 40 unterschiedlichen Sprachen und Dialekte. Immerhin werden mittlerweile neun an Schulen unterrichtet. Es soll nun auch die Regel sein, dass in den ersten drei Klassen der Unterricht in der Muttersprache abgehalten wird. Erst in der vierten Klasse soll dann Englisch als Hauptsprache eingesetzt werden. Zum anderen wurde nach der Unabhängigkeit der Schwerpunkt zu sehr auf die akademische Bildung gelegt. Das Ziel, nach jahrzehntelanger Apartheid endlich auch der schwarzen Bevölkerung den Zugang zur Universität zu ermöglichen, ist verständlich. Aber ohne eine solide Grundbildung kann das nicht funktionieren. Wenn Schulabgänger mit schlechten Noten, mangelnden Fach- und Sprachkenntnissen auf die UNAM (University of Namibia) oder die Polytech (Polytechnic of Namibia, namibische Fachhochschule) strömen, sind das schlechte Voraussetzungen für ein Studium. Außerdem bietet der namibische Arbeitsmarkt nicht jedem Akademiker einen Job. Namibia ist keine Industrienation. Ein Schwerpunkt liegt in dem Flächenstaat mit großen ländlichen Gebieten in der Landwirtschaft. Viele der Interviewpartner fordern, den Fokus auf die praktische Ausbildung zu legen, beispielsweise auf das Handwerk oder den Tourismus. In vielen Bereichen herrscht Fachkräftemangel.

Das Bildungsministerium hat auch dieses Problem erkannt. Es fordert die Wirtschaft auf, gemeinsam in diesen Bereich zu investieren. Aber auch Eltern müssen davon überzeugt werden, dass man mit einer klassischen Ausbildung erfolgreicher sein kann als mit einem Studium. Denn eine Arbeit zu finden, ist die größte Herausforderung für junge Namibier. Die Arbeitslosenquote liegt bei 51 Prozent. Johanna hat Glück, sie wird nach ihrer Ausbildung wohl nicht dazu gehören. Doch nicht allen jungen Namibiern der „born free generation“ ergeht es so gut. Es ist die Generation, die nach der Unabhängigkeit am 21. März 1990 geboren wurde. Über diese junge Generation will ich mehr erfahren. Ich möchte dabei auch mit jungen Menschen sprechen, die vor 1990 geboren wurden, um einen Gesamteindruck

von Namibias junger Bevölkerung zu bekommen. Wie sieht zum Beispiel die Schulbildung in der ehemaligen Township Katutura aus?

5. Unterricht in der Staatsschule

Klaas geht über den Schulhof zu einer einfachen Wasserstelle. Er öffnet den Hahn und trinkt einen Schluck. Dann muss er zum Englischunterricht. Er geht in die 12. Klasse der staatlichen Jan Jonker Afrikaner Senior Secondary School (8.-12. Klasse), eine der größten Schulen in der ehemaligen Township Katutura. Hier plätschert kein Wasser in einen Fischteich, wie bei der Deutschen Höheren Privatschule. Von den Wänden der Klassenräume blättert die Farbe, an der Decke haben sich große Schimmelflecken gebildet. Die Schulbänke und Stühle sind alt. Klaas und seine Mitschüler schreiben englische Redewendungen von der Tafel ab. Niemand redet. Der Lehrer taucht die gesamte Schulstunde nicht auf. Aus einem der Nebenräume verlassen zwei Schülerinnen den Unterricht. Auf die Frage, wo ihr Lehrer sei, zucken sie mit den Schultern. Solch ein Verhalten sei wohl keine Ausnahme, bestätigen mir mehrere meiner Interviewpartner im Laufe der Reise.

Das Lieblingsfach von Klaas ist Ökonomie. Nach der Schule möchte er dieses Fach auch an der Polytech (Fachhochschule) in Windhoek studieren. Sein Wunsch ist es, einmal als Steuerberater und Wirtschaftsprüfer in Namibia zu arbeiten. Denn Wirtschaftsprüfer würden vor allem aus dem Ausland kommen; es gäbe noch zu wenige qualifizierte Arbeitskräfte. Klaas kommt aus dem Süden, seine Eltern sind beide an HIV gestorben. Er lebt in einem Waisenhaus ein paar Kilometer entfernt. Claudia ist stolz auf seinen Ehrgeiz. Als Leiterin des Waisenhauses verfolgt sie seinen Lebensweg schon ein paar Jahre. „Ich hoffe, dass Klaas bald Verantwortung für sein eigenes Leben übernehmen kann.“ Er müsse jetzt einen guten Abschluss machen, um an die Polytech zu gehen. Denn nach der 12. Klasse bekomme man nicht einfach einen guten Job. Außerdem könne er sich mit guten Noten für ein Stipendium bewerben. Ansonsten würde es sehr schwer werden, die Studiengebühren zu finanzieren.

Claudia zeigt mir die Schule. Das Haupthaus mit der Verwaltung, dahinter einfache langgestreckte Gebäude mit Klassenräumen. Eine Lehrerin kommt auf Claudia zu. Sie ist ganz aufgebracht. Einer der Schüler habe sich mal wieder nicht konzentrieren können und dann einen Schwächeanfall gehabt: Er habe heute noch nichts zu essen bekommen. Das würde immer wieder passieren, sagt Claudia.

Ein Mitschüler von Klaas ist Lazarus. Er wirkt nicht so enthusiastisch wie Klaas, sondern fast schon apathisch. Zusammen mit seiner Mutter und sei-

nen beiden Geschwistern lebt er in Babylon, einer „informal area“ in Katutura. Hier sind die Hütten aus Wellblech, Strom und fließendes Wasser die Ausnahme. Er läuft jeden Morgen 40 Minuten zur Schule. Die geht um kurz nach sieben los. Nach sechs Stunden Unterricht muss er den Haushalt führen. Seine Mutter arbeitet als Haushaltshilfe in einem Hotel. Sein ältester Bruder ist Wachmann, sein zweiter Bruder hat gerade das Studium an der UNAM (Universität von Namibia) begonnen. Er will Wirtschaftswissenschaften studieren und einen besseren Job, um seiner Familie zu helfen.

6. Eine andere Welt

Claudia bremst ab und fährt langsam weiter. Eine Staubwolke steigt auf. Die Asphaltstraße bricht jäh ab. Die Leiterin eines Waisenhauses in Katutura will mir die „informal area“ zeigen, das Armenhaus der Hauptstadt. Wellblechhütte reiht sich an Wellblechhütte – bis zum Horizont. Es gibt keinen Strom, kein fließendes Wasser, keine Kanalisation. Die Arbeitslosigkeit liegt hier bei bis zu 80 Prozent. Das ist eine andere Welt. Es ist viel schlimmer, als ich es mir vorgestellt habe. Es bringt mir nichts, diese Bilder schon unzählige Male in den Nachrichten gesehen zu haben. Das hier ist real. Ich rieche die Armut, ich rieche das Elend.

Auf einer Anhöhe stoppt Claudia den Wagen vor einer größeren Wellblechhütte. Sie ist bunt angemalt. Auf einer grünen Blechwand steht in gelben Buchstaben: MANDUME Kindergarten. Rings herum ist ein Zaun gespannt. In und vor der Behausung sitzen um die 30 kleinen Kinder im Staub und essen ihr Frühstücksbrot. Als sie mich erblicken, springen einige auf, schauen mich mit ihren großen Augen an. Als ich den Fotoapparat heraushole, winken sie mir zu und rufen „Cheese“. Viele von ihnen haben keine Eltern mehr. Sie infizierten sich mit HIV und starben an den Folgen. Die Kinder bekommen etwas zu essen und können spielen. Es steht sogar eine kleine Rutsche vor der Hütte. Vorschulunterricht steht auch auf dem Programm. Dies ist eines von alleine 40 privaten Kindergarten-Projekten in Katutura, das von Anja Rohwer betreut wird. Staatliche Kindergärten gibt es nicht in Namibia. Die engagierte Entwicklungshelferin koordiniert diverse solcher Projekte, gerade baut sie eines für arbeitslose Frauen im Armenviertel der namibischen Küstenstadt Swakopmund auf.

Wir verlassen die informal area, aus Schotterwegen werden wieder Asphaltstraßen, aus Blechbehausungen Hütten aus Stein. Claudia zeigt mir ihr Waisenhaus mit 18 Kindern. Auch sie haben ihre Eltern durch HIV verloren. Im Vorraum an der Wand hängen grüne Pappzettel mit verschiedenen Wörtern: Blue, fly oder moon. Daneben steht: Let's count und die Zahlen von 1

bis 35. Die Kinder erhalten Vorschulunterricht. In einem der hinteren Räume sind zwei Stockbetten aufgestellt. In einem liegt eine der Kinderbetreuerinnen. Sie ist krank. Durch den Flur springt ein kleiner Hundemischling.

Plötzlich zupft jemand an meiner Hose. Es ist ein kleiner Junge. Er schaut mich neugierig an. Sein Name ist Maven und er ist drei Jahre alt. Er ist unglaublich aufgeschlossen und will spielen. Ich zeige ihm meine Kamera, mache ein Foto. Er kommt ganz nah an die Linse heran und lacht. Dann zeige ich ihm das Bild, er lacht wieder. Als wir wieder im Auto sitzen, erzählt mir Claudia, dass Maven Medikamente nehmen muss. Er ist HIV-positiv.

7. Unterricht in der Privatschule

„Die erste Ebene wählt die nächste Ebene. Aber wer steht ganz oben?“ –

„Die Arbeiter und Soldaten sind an der Macht. Sie wählen und sie können sich auch wieder abwählen.“ Christopher und Josseline diskutieren auf Deutsch in einer Kleingruppe die Vor- und Nachteile von Räterepublik und parlamentarischer Demokratie. Geschichte steht auf dem Stundenplan: Die Weimarer Republik. Alle 13 Schülerinnen und Schüler tragen graue Hosen und blaue Polohemden mit dem DHPS-Emblem. Die Deutsche Höhere Privatschule wurde im Jahre 1909 als Kaiserliche Realschule gegründet. 100 Lehrer und Erzieher aus Namibia und Deutschland betreuen und unterrichten heute weit über 1.100 Schüler. Christopher ist Deutsch-Namibier und in Windhoek geboren; er besitzt die doppelte Staatsbürgerschaft, seine Urgroßeltern sind in den 1920er Jahren nach Namibia ausgewandert. Heute wird er 18 Jahre alt. Er geht in die 12. Klasse, ist Schulsprecher und macht im Herbst sein Abitur. Die Schulglocke klingelt. Seine Mutter wartet mit dem Auto vor dem Gebäude. Bald darf er alleine fahren, morgen hat er seine Fahrprüfung.

Es geht in einen der wohlhabenden Stadtteile von Windhoek. Große Häuser hinter Mauern und Elektrozäunen. Christophers Vater arbeitet in der Versicherungsbranche, die Mutter organisiert den Haushalt. Er hat zwei Geschwister. Alleine die Autofahrten nehmen eine große Zeit in Anspruch. Die Kinder werden überall hingefahren. Schulbusse oder öffentliche Verkehrsmittel gibt es nicht. Zu Fuß sind die Strecken zu weit, außerdem ist es zu gefährlich, vor allem wenn es dunkel wird.

Nach dem gemeinsamen Mittagessen geht es ins „Gym“. Christopher und einige seiner Schulfreunde absolvieren ein Zirkeltraining. Fitnesstrainer Hans nimmt die Zeit für die jeweiligen Übungen. Zweimal in der Woche ist Christopher beim Training. Zusätzlich spielt er am Abend Volleyball oder Fußball. In der 10. Klasse ist er für ein Jahr in Münster auf ein Gymna-

sium gegangen, dort hat er sogar in der Regionalliga Fußball gespielt. Aber Berufssportler möchte er nach dem Abitur nicht werden: „Ich würde gerne als Wirtschaftsingenieur arbeiten und in Südafrika studieren, vielleicht auch mal Europa. Mein Vater meint, dass ich in Südafrika eine sehr gute Ausbildung bekomme. Ich habe auch nichts dagegen. Aber vielleicht gibt es auch etwas in Europa, was mir sehr gut gefällt.“ Mit der DIAP, der Deutschen Internationalen Abiturprüfung, wird er die freie Auswahl haben. „Ich bin seit der ersten Klasse in der DHPS und bin sehr stolz darauf. Ich war ein Jahr in Deutschland und hier ist das auf jeden Fall derselbe Standard.“ Für diesen Standard müssen seine Eltern viel zahlen: 33.000 NAD (ca. 3.400 Euro) pro Schuljahr. Im Vergleich zu anderen Privatschulen sei das noch günstig. Die Spitze liegt in Namibia bei 100.000 NAD pro Jahr. Dafür ist das Angebot groß und die Betreuung sehr intensiv. Kleine Klassen sind die Regel. Auf dem Gelände der DHPS gibt es u. a. einen Kindergarten, ein Internat, einen Fußballplatz, einen Basketballplatz, ein Schwimmbad und viele Nachmittagskurse und Projekte.

Heute Nachmittag steht Umweltschutz auf dem Kursplan von Johanna. Zusammen mit ihren schwarzen Mitschülern bereitet sie eine Aufklärungskampagne zum Thema Recycling vor. Johannas Muttersprache ist Oshivambo. Sie ist wie Christopher im 12. Jahrgang, geht jedoch nicht in dieselben Unterrichtskurse, da sie nicht mit der DIAP sondern mit dem NSSC (Namibia Senior Secondary Certificate) die Schule abschließen wird. Damit hat sie die Hochschulreife für Namibia und Südafrika. Schon Ende der 9. Klasse müssen sich die Schüler für einen der beiden Abschlüsse entscheiden. Beim NSSC wird ab der 10. Klasse in Englisch unterrichtet. Deutsch ist ein Pflichtfach. Bei der DIAP ist Deutsch die Hauptunterrichtssprache. Johanna entschied sich für das NSSC. Als Nichtmuttersprachlerin ist eine Umstellung auf einen deutschen Unterricht schwer, da sie Deutsch erst seit der fünften Klasse lernt. Bis zur 4. Klasse ging sie noch auf eine Staatsschule. Sie hatte dann die Möglichkeit, an einem DHPS-Schultest teilzunehmen. Sie schnitt sehr gut ab und konnte im nächsten Schuljahr auf die deutsche Schule wechseln. Das Ganze nennt sich neue Sekundarstufe und ist ein Projekt aus den 80er Jahren. Die DHPS-Schulleiterin Monika Pfänder erklärt: „Das ging von Deutschland aus. Ziel war es, die Schule für Schwarze zu öffnen“. Es sei gar nicht einfach gewesen, dieses Vorhaben vor der Unabhängigkeit umzusetzen. Das Projekt wird noch von Deutschland unterstützt. Bald läuft jedoch die Förderung aus. Johanna hat Glück, dass sie noch Zuschüsse bekommt. Johannas Mutter, eine Krankenschwester, muss so nur einen Teil des Schulgeldes bezahlen.

Johanna und Christopher schließen beide nach 12 Jahren die Schule ab. Auch in Namibia gilt schon das achtjährige Gymnasium, eine Auflage aus

Deutschland. Deshalb musste auch der Abschluss reformiert werden: Die Trennung in NSSC- oder DIAP-Kurse ab der 10. Klasse. „Vor zwei Jahren war das noch anders. Am Ende der 12. Klasse haben alle Schüler zusammen das NSSC absolviert; wer wollte, konnte dann noch das deutsche Abitur machen“, so Schulleiterin Monika Pfänder. Für englischsprachige Kinder sei es einfach zu schwierig, schon ab der 10. Klasse alle Fächer auf Deutsch zu haben. Das sei eigentlich problematisch, weil die Umstellung im Sinne des Begegnungscharakters kontraproduktiv sei. Und Christopher bestätigt, dass er zwar einen engen Kontakt zu Schülern des NSSC-Zweiges hätte, das wäre aber nicht bei allen seinen DIAP-Mitschülern der Fall.

Ende des Jahres hat Johanna ihren Abschluss geschafft. „Ich bin sehr aufgeregt und freue mich, selbstständig zu werden. Ich würde gerne Architektur oder Bauingenieurwesen in Südafrika studieren, am liebsten in Kapstadt“, erzählt sie auf Englisch. Und auf Deutsch ergänzt sie: „Physik ist mein Lieblingsfach und ich interessiere mich außerdem für Kunst.“ Da war ihr Studienwunsch schnell klar. Sie will sich auch für ein Stipendium bewerben, um das Studium zu finanzieren. Andere aus ihrem Jahrgang wollen Ärzte oder Rechtsanwälte werden und teilweise auch in Südafrika studieren. Wenn aber ein Fach in Namibia angeboten wird, bekommt man in der Regel keinen Studienplatz in Südafrika. „Das Land fängt damit an, einige Studiengänge für Namibier zu schließen; z. B. bei Medizin werden keine Absolventen mehr genommen, da der Medizin-Studiengang in Windhoek aufgebaut wird“, erzählt Monika Pfänder.

Christopher ist ein wenig außer Atem, er hat sein Zirkeltraining beendet. Jetzt geht es nach Hause. Gleich kommen seine Freunde, um mit ihm seinen Geburtstag zu feiern. Denn morgen früh um sieben Uhr muss er schon wieder in der DHPS sein.

8. Unterricht in der Farmschule

Eine verstaubte Lehmstraße. Die Sonne brennt. Kinder rennen um die Wette. Einige tragen Schuhe, einige laufen barfuss. Sie verlassen die Straße und biegen ab auf einen großen Platz. Dort stehen ihre Mitschüler vor dem Schulgebäude der Grundschule Aris und feuern sie an. Ein Lehrer schaut auf seine Uhr und stoppt die Zeit. Keiner der 200 Schüler ist heute im Klassenraum. Alle trainieren für einen Sportwettkampf am Wochenende.

Aris ist keine normale Grundschule. Denn zum einen ist sie eine Farmschule und zum anderen ist sie halbstaatlich organisiert. Der Ort Aris liegt 30 Kilometer südlich von Windhoek und ist umgeben von Farmen und kleinen Industrieunternehmen.

Viele der Eltern arbeiten aber als einfache Farmarbeiter mehrere hundert Kilometer entfernt. Ohne diese Schule bestände die Gefahr, dass diese Kinder Analphabeten würden. Ein möglicher Ausweg wäre der Unterricht in Windhoek. Aber dort sind die Schulen überlaufen und es stehen für die Kinder vom Lande oft nicht genügend Unterkünfte zu Verfügung. Außerdem haben die Eltern meist kein Geld für ein Schulheim. Aris bietet eine sichere Alternative. Denn der Farmschule ist ein Internat angeschlossen, in dem fast alle der 200 Schüler wohnen können. Die 7- bis 15-jährigen Kinder bekommen regelmäßige Mahlzeiten und werden bei den Hausaufgaben betreut. Ansonsten würde ein Großteil sehr verwahrlost und untätig heranwachsen, betont der Deutsch-Namibier Ulf Voigts, einer der Organisatoren des Projekts. Diesem Problem wolle man entgegenwirken, indem man den Schülern einen Halt geben und damit einen kleinen aber wichtigen Beitrag zur Entwicklung des Landes liefern könne. Farmschulen sind elementar für die Grundbildung in Namibia. In den letzten Jahrzehnten sind sie in mehreren Regionen Namibias entstanden, meist auf privatem Farm-Grund und mit staatlich bezahlten Lehrern.

Im Jahre 1982, als das damalige Südwesafrika noch unter der Kontrolle Südafrikas stand, gründete der inzwischen verstorbene Farmer Dieter Voigts zusammen mit seiner Nachbarin Barbara Rattay die Grundschule Aris. Sie erkannten das Problem: Es gab viele Farmkinder, die nicht in die Schule gehen konnten, weil es zu dieser Zeit nur wenige Internate für schwarze Kinder gab. Außerdem waren die Eltern so arm, dass sie die Kosten gar nicht hätten finanzieren können. Dieter Voigts stellte ein Stück Land seiner Farm Krumhuk für eine Schule zur Verfügung. Das meiste Geld für den Schulbau kam aus Deutschland, das Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit steuerte einen Großteil bei. Heute kümmert sich sein Sohn Ulf Voigts um das Projekt. Der Farmer erklärt mir den halbstaatlichen Charakter der Schule: „Die Lehrer sind vom Staat angestellt und erhalten ihr Gehalt vom Bildungsministerium. Das finanziert auch Schulbänke und einen Teil des Schulmaterials. Der Schulverein verwaltet die Gebäude und das Gelände.“ Das gehört zur Farm Krumhuk. Ein Abtretungsvertrag zwischen Farm und Verein gewährleistet, dass dieser Boden der Grundschule Aris dauerhaft zur Verfügung steht. Auch bei der Finanzierung des Internats sind Staat und Schulverein die Hauptgeldgeber. Der Staat zahlt eine Subvention für jedes Kind, damit werden 50 Prozent der Kosten gedeckt. Die Instandhaltung der Gebäude oder auch die Wasser- und Elektrizitätsversorgung müssen vom Schulverein finanziert werden. Dieser steuert mit Hilfe von Spenden namibischer Farmer und Firmen und deutscher Wohltätigkeitsorganisationen 40 Prozent der Gesamtkosten hinzu. Zehn Prozent der Internatskosten bringen die Eltern mit ihren Monatsbeiträgen auf. Ein Viertel der Familien kann sich

die 200 namibischen Dollar pro Kind (ca. 20 Euro) nicht leisten, die übernimmt dann auch der Schulverein.

Die letzten Kinder erreichen das Ziel. Unter ihnen sind Elson, 13 Jahre und Festus, 14 Jahre. Beide gehen in die siebte und letzte Klasse der Grundschule. Da auch ihre Eltern weit entfernt auf einer Farm arbeiten, wohnen sie im Internat. Beide werden im nächsten Jahr die Grundschule abschließen. Elson möchte einmal Polizist werden, Festus träumt davon, als Arzt anderen Menschen zu helfen. Beide möchten also nach sieben Jahren Primary School (Schulpflicht) freiwillig auf die High School wechseln. Sie zeigen mir ihren Klassenraum. Jeden Morgen von kurz nach 7 Uhr bis 13 Uhr werden sie auf Englisch z. B. in Mathematik, Naturwissenschaften oder Musik unterrichtet. Von der 1. bis zur 3. Klasse werden die Fächer auch in der Muttersprache der Kinder gegeben. Hier ist das Khoikhoi. Charakteristisch sind die Klick- und Schnalzlaute. Ab der 4. Klasse werden alle Fächer auf Englisch unterrichtet, die Muttersprache wird weiter als ein Unterrichtsfach gelehrt.

Nach der Schule erhalten die Kinder ein warmes Gericht im Speisesaal. Elson und Festus zeigen mir die Anlage. Neben den drei Schulgebäuden und vier Lehrerwohnungen nehmen die fünf Internatsgebäude den größten Platz in Anspruch. Jungen und Mädchen wohnen in getrennten Häusern. In einem Raum schlafen zehn Schüler in Etagenbetten. „Die kleinen Kinder kuscheln sich in der ersten Zeit oft zu mehreren in ein Bett“, erzählt Ulf Voigts. Sie seien es von zu Hause einfach nicht gewohnt, ganz alleine in einem großen Bett zu schlafen. In den Schulferien wollen einige nicht zu ihren Eltern zurück: Sie würden dort oft zu wenig zu essen bekommen oder geschlagen werden. Die Lehrer hätten dadurch auch schon mal ein Autoritätsproblem, denn Schlagen ist in der Schule natürlich verboten.

Vor knapp zwölf Jahren war schon einmal ein Stipendiat der Heinz-Kühn-Stiftung in Aris. Markus Mörchen berichtete unter dem Titel „Selbst helfen oder helfen lassen“ aus Namibia und besuchte auch diese Schule. Er hob auch die hohe Bedeutung von Farmschulen für die Kinder armer schwarzer Farmarbeiter hervor. Und schon damals bestätigten ihm Mitarbeiter des Bildungsministeriums, dass sie diese Institutionen unterstützen würden, um im ländlichen Bereich die Schulpflicht durchzusetzen. Seit 1999 hat sich in der Schule einiges verändert. Im Hostel wohnen jetzt fast alle Schüler, der Mitarbeitertrakt ist vergrößert worden, eine kleine Bibliothek ist hinzugekommen und ein Kindergarten, in dem die Kinder betreut und auf die Grundschule vorbereitet werden. Was aber hat sich beim Thema „Selbst helfen oder helfen lassen“ getan? Dahinter verbirgt sich der Begriff „Hilfe zur Selbsthilfe“. Könnten sich die Organisatoren bald aus ihrer ehrenamtlichen Arbeit zurückziehen? Es sieht nicht so aus. Der Namibier Ulf Voigts und

Barbara Rattay, die vor vielen Jahren aus Mecklenburg-Vorpommern ausgewandert, müssen sich weiter sehr intensiv für Spendengelder einsetzen. So ist der Vorsitzende des Schulkuratoriums der Farmschule ein ehemaliger Schüler, dies klingt nach einem Fortschritt. Erste Ansprechpartner für Spender zum Beispiel aus Deutschland sind aber immer noch Ulf Voigts und Barbara Rattay. Bei einem Projekt mit einer Partnerschule in Deutschland delegierten sie die Betreuung an die Farmschule. Die Verantwortlichen vernachlässigten aber den regelmäßigen Kontakt mit den Lehrern der deutschen Schule. Die Partnerschaft hielt nicht lange, der Kontakt brach ab. So sammeln die beiden weiter unermüdlich Spenden. Barbara Rattay erzählt, dass sie für das Internat dringend einen neuen Herd und neue Wolldecken benötigen, die alten habe sie schon selbst zu oft geflickt.

9. Na'ankuse – Unterricht für die Ureinwohner

Taxifahrer Rodney verlässt die große asphaltierte Straße Richtung Flughafen und biegt in eine Schotterstraße ein. Nach wenigen hundert Metern scheint es nicht mehr weiter zu gehen. Das Wasser hat sich in einer kleinen Senke gesammelt, dahinter ist die Straße durchsetzt von tiefen, matschigen Furchen. Mit einem normalen Taxi ohne Allradantrieb kommen wir wohl nicht weiter. Der Regen der letzten Tage war heftig. Rodney aber zögert nur eine Sekunde, bevor er mutig Gas gibt. Durch den kleinen See auf der Straße schaffen wir es noch. Dann aber knallt der Unterboden des Wagens auf den Matsch. Wir stecken fest. Bei sengender Mittagshitze warten wir auf unsere Rettung. Nach einer halben Stunde taucht ein weißer Pick-Up in der Ferne auf. Es ist Freddy, er ist kräftig gebaut und trägt Zehn-Tage Bart und Schirmmütze. Der 28-Jährige heißt eigentlich Friedrich und ist vor ein paar Jahren aus Deutschland nach Südafrika ausgewandert, um dort eine Ausbildung zum Game-Ranger und Nature-Guide zu absolvieren. Seit kurzem arbeitet er als Naturführer auf der Tierfarm Na'ankuse. In der Sprache der San, der Ureinwohner Namibias, heißt das: „Gott wird uns beschützen“. Auf dieser Farm werden verschiedenste Projekte betreut: Verletzte und verwaisete Wildtiere werden gepflegt, über Leoparden und Geparden geforscht und San-Kindern eine Vorschule und Hausaufgabenbetreuung geboten. Mit dem Pick-Up und einem Seil zieht Freddy das Taxi aus dem Schlamm. Dann fahren wir über die öffentliche Schotterstraße zum 3.500 Hektar großen Gelände von Na'ankuse. 2.000 Hektar werden davon für den Farmbetrieb genutzt. 1.500 Hektar sind als kleines Naturreservat für den Schutz der Wildtiere vorgesehen. In einem riesigen mit Wasser gefüllten Tümpel verschwindet die Straße für ein paar Meter. Auch mit dem Pick-Up können wir jetzt nicht

mehr weiterfahren. Zu Fuß geht es über eine Behelfsholzbrücke. Auf der anderen Seite wartet ein anderer Mitarbeiter in einem großen Geländewagen auf uns, in dem werden Safari-Touren für Tagestouristen auf dem Farmgelände angeboten. Inmitten der Savannenlandschaft steht eine großzügige Lodge-Anlage. Wir werden begrüßt von einer selbstbewussten Hauskatze. Auf einer Farmrundfahrt kommen wir an verschiedenen Wildtiergehegen vorbei. Dort leben auch Katzen, die ein wenig größer sind. Eine der größten ist Nancy: Goldbraunes Fell, große Tatzen, riesiger Kopf. Als wir uns nähern, brüllt sie uns an und wir sehen ihre beeindruckenden Zähne. Nancy ist eine von fünf Löwen, die gepflegt werden und scheint gerade extrem schlechte Laune zu haben. Ich bin sehr froh über den Zaun, der uns trennt.

Ein paar Kilometer weiter auf einem großen offenen Gelände steht ein weißes, flaches Gebäude. An der Wand hängt ein Holzschild, auf dem steht in weißen Buchstaben „The Clever Cubs School“. Die wurde erst im Herbst 2009 eingeweiht. Am Vormittag gehen die kleinen Kinder der San zur Vorschule und lernen Englisch und Afrikaans. 20 San-Familien leben in einem Dorf auf dem Farmgelände. Für Touristen ist es in der Regel nicht zugänglich. Die meisten der San arbeiten auf der Farm. Nur wenige von den Erwachsenen können Englisch sprechen oder schreiben. Die Vorfahren der San lebten schon vor ca. 20.000 Jahren im heutigen Namibia als Nomaden. Der Lebensraum der Ureinwohner ist in den letzten Jahrhunderten immer weiter eingeschränkt worden. Die Minorität gehört zu den ärmsten Einwohnern des Landes.

Jetzt am Nachmittag sitzen die Grundschüler an den Gruppentischen und machen ihre Hausaufgaben. Die Lehrerin Hilma, vom Volksstamm der Ovambo, betreut die neun Kinder. Sie werden am Morgen mit einem Bus ins 40 Kilometer entfernte Windhoek gebracht, um dort auf eine staatliche Primary School zu gehen. Für den ersten Jahrgang sei es schwierig gewesen, auf die Grundschule zu gehen, erinnert sich Hilma. Sie seien die einzigen San auf der Schule gewesen. Der zweite Jahrgang kann sich jetzt schon an den älteren Schülern orientieren. Ganz alleine ist hingegen noch Josef. Der 18-Jährige ist der einzige San auf seiner High-School. Seine Schwester Maria kommt zu ihm gelaufen. Die 7-Jährige gehört zur ersten Gruppe, die seit einem Jahr zur Grundschule in die Hauptstadt gebracht wird. Dort hat sie nun bis zur dritten Klasse Afrikaans als Hauptsprache. Englisch ist eines von mehreren Fächern. Ab der vierten Klasse werden alle Fächer in Englisch unterrichtet. Letzteres ist Standard in allen staatlichen Grundschulen. Allerdings ist es das Ziel, dass von der ersten bis zur dritten Klasse die Muttersprache als Hauptsprache verwendet werden soll. So sind die San, die nur einen kleinen Teil der Gesamtbevölkerung ausmachen, klar im Nachteil. Die Gefahr ist, dass die Sprache der San nicht mehr gepflegt wird. Der Staat will

ihre Situation verbessern. Dafür müssen aber unter anderem neue Schulbücher in ihrer Sprache ausgearbeitet werden. Josef hat seine Hausaufgaben beendet. Jetzt hilft er seinen Eltern auf der Farm. Freddy bleibt noch ein paar Minuten und hilft Maria bei ihren Rechenaufgaben. Gleich muss er mit dem Geländewagen zum Gepardengehege: Fütterungszeit.

10. Rote Tomaten aus Namibia

Die Glocke klingelt. Es ist halb eins. Die jungen Auszubildenden strömen aus dem Unterricht und gehen in einen Essraum. Es gibt Spaghetti, Geschnetzelttes und Salat. Ich bin auch eingeladen und nehme am Tisch zusammen mit Herunga und Brian Platz. Sie wollen Farmer werden und haben vor kurzem ihre Ausbildung am ATCK, dem Agricultural Training Centre Krumhuk (Krumhuk liegt südlich von Windhoek) begonnen. 17 Männer und zwei Frauen sind im aktuellen Jahrgang. Sie lernen in den kommenden zwei Jahren alles über Weide- und Wassermanagement, Tierimpfungen, Gemüseanbau und vieles mehr. Die ersten Absolventen haben erst Ende letzten Jahres die Schule verlassen. Das Projekt ist noch ganz jung. Genau wie die Azubis.

Herunga ist 19 Jahre alt, Herero, selbstbewusst. Er trägt ein weißes Shirt, die schwarzen Haare hat er zur coolen Kurzhaar-Frisur gestylt. Seine Mutter besitzt eine Farm im Norden des Landes mit über 6.000 Hektar. Herungas Großmutter hat sie 1995 erworben. Vor der Unabhängigkeit und zur Zeit der Apartheid wäre das nicht möglich gewesen. Herunga hat zu Hause schon eine Menge über die Farmwirtschaft gelernt. Die biologische Landwirtschaft war für ihn dagegen ganz neu. In einem Seminar bekam er einen ersten Eindruck. Seitdem ist er überzeugt, dass das der richtige Weg für Namibia sei: „I am happy to become an organic farmer.“ Ob das nicht zu Konflikten mit seiner Mutter führen wird, wenn er auf den Hof zurückkehrt und vieles umkrempeln will, frage ich. Er winkt gelassen ab. Seine Mutter unterstützt ihn und finanziert ihm die Ausbildung. 500 namibische Dollar sind das pro Monat, umgerechnet um die 50 Euro. Am Nachmittag steht die „routine work“ auf dem Stundenplan. Herunga ist diese Woche für das Gemüsebeet eingeteilt. Einige der Tomaten sind schon rot und reif. Herunga beißt in eine Frucht, er grinst. Die schmecke einfach nur gut und das ganz ohne Chemie.

Nebenan fährt Brian mit einem Pickup vor. Die Ladefläche ist voll mit frisch duftendem Heu. Mit einer Mistgabel lädt er es ab und schmeißt es den drei Milchkühen zum Fressen vor. Brian ist hoch gewachsen und durchtrainiert. In seiner Freizeit spielt er Rugby. Er liebt die Natur. Sein Großvater

hätte einen Fernsehbericht über das ATCK gesehen und gemeint, dass diese Ausbildung genau das Richtige für ihn wäre. Brian ist vor ein paar Tagen 19 geworden, er ist der jüngste in der Gruppe. Es sei eine Herausforderung für ihn, sich gegen die anderen durchzusetzen. Denn wenn er einmal eine Führungskraft werden wolle, müsse er das jetzt schon lernen. Das ist auch das Ziel dieser Ausbildung. Die jungen Männer und Frauen sollen nicht einfache Arbeiter auf Farmen werden, sondern diese einmal selbst managen und zwar mit Gewinn. In Namibia leben 70% der Bevölkerung von der Landwirtschaft und die meisten Farmer in den kommunalen Gebieten betreiben Subsistenzwirtschaft. Das heißt, sie produzieren die landwirtschaftlichen Güter überwiegend für den Eigenbedarf. Lediglich 44% der Betriebe arbeiten kommerziell.

Die Kühe machen sich bemerkbar, sie wollen gemolken werden. Schulleiter Andreas Fellner kommt um die Ecke, nimmt sich einen Schemel und hilft mit. Es sieht so aus, als ob er das schon seit Jahren machen würde. Dabei war er 25 Jahre lang Waldorflehrer in Nordrhein-Westfalen. Vor vier Jahren kam er nach Namibia. Er suchte eine neue Herausforderung. Die größte besteht wohl darin, immer wieder neue Spender vor allem aus Deutschland für das Projekt zu gewinnen. Der Hauptanteil der laufenden Kosten wird durch Spenden und Fördermittel gedeckt. Alleine ein Ausbildungsplatz kostet pro Monat 350 Euro. Die ersten Investitionen für die Ausbildungsräume, die Küche und das Internat, in dem alle wohnen, leistete das Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit. Gerade werden Spender für einen Traktor für die Heuernte gesucht.

Die Kühe sind gemolken, das Gemüsebeet gewässert. Herunga, Brian und die anderen Studenten haben Feierabend. Nach dem Abendessen treffen sie sich im Innenhof der Schule, schreiben SMS an ihre Freunde und hören Musik – namibischer und südafrikanischer Hip Hop. Ab und zu machen sie selber Musik. Vier der Studenten holen ein paar Stühle und bilden einen Halbkreis. Dann singen sie ein Gospellied vom Volksstamm der Damara. Im Hintergrund muht eine Kuh.

11. Letzte Chance: Wenn die Noten zu schlecht sind

Eillo ist 19 Jahre alt und hat im letzten Jahr die 12. Klasse in einer staatlichen Schule mit dem namibischen Abitur NSSC abgeschlossen. Durchfallen konnte er erst gar nicht, denn das ist nicht möglich. Aber seine Noten reichten nicht aus, um an der Polytech aufgenommen zu werden. Die Zahlen sind erschreckend: 2010 haben von 41.199 Schülern nur 3.656 Schüler genug Punkte erreicht, um an der Uni zu studieren. Das ist eine Quote von 8,9 Prozent.

An der Polytech möchte Eillo unbedingt Geo-IT studieren, eine Mischung aus Geographie und Informationstechnologie. Damit er nächstes Jahr doch noch eine Zulassung bekommt, besucht er seit Januar Kurse bei TUCSIN. Das steht für „The University Centre for Studies in Namibia“. Die Nicht-regierungsorganisation wurde 1978 gegründet und bietet seit vielen Jahren jungen Namibiern die Möglichkeit ihre Noten in Englisch, Mathematik, Biologie oder Geographie zu verbessern bzw. „upzugraden“, wie es die Verantwortlichen von TUCSIN nennen. In der Regel sind es schwarze Namibier, die diese letzte Chance in Anspruch nehmen müssen. Auf Eillos Stundenplan stehen Mathematik, Englisch und Biologie. Er müsse sich jetzt sehr anstrengen, denn den Unterrichtsstoff von zwei Jahren müsse er jetzt in einem halben Jahr wiederholen und verstehen. Er würde regelmäßig zwei bis drei Tests pro Woche schreiben und hätte immer viele Hausaufgaben auf. Die Studiengebühren zahlt sein Bruder. Das sind pro Fach 3.300 NAD (mehr als 300 Euro). TUCSIN will talentierte junge Menschen fördern, das Geld soll nicht den Ausschlag geben. Aber ohne Studiengebühren ginge es nicht, erklärt der Direktor Chris Swan. 2009 hätten sie für 800 Studenten vom Staat umgerechnet 20.000 Euro Unterstützung bekommen. So müssten sie vor allem von Spenden leben, auch deutsche Stiftungen gäben Geld. Und der Erfolg würde für sich sprechen: 70 Prozent der TUCSIN-Absolventen könnten mit ihren verbesserten Noten auf die Uni oder die Fachhochschule gehen.

Beatrice Sandelowsky ist Gründungsmitglied von TUCSIN. Noch zu Zeiten der Apartheid wollte man ein Forschungsinstitut gründen, eine Universität hätte es damals noch nicht gegeben. Das California Institute of Technology wollte damals zwei Stipendien für die USA sponsern. Aber keiner der jungen Namibier hätte mit seinen Schulkenntnissen dort anfangen können. Da wäre die Idee entstanden, eine Grundausbildung anzubieten, um jungen schwarzen Namibiern den Zugang zu einer tertiären Ausbildung zu ermöglichen. Heute ist dies immer noch ein Ziel von TUCSIN. Denn solange sich das Bildungssystem nicht verbessert, werden immer wieder junge Menschen wie Eillo Probleme haben, eine qualifizierte Ausbildung nach der Schule zu bekommen.

12. Mit Leoparden spielt man nicht

Endlich. Ich verlasse Windhoek für einen Wochenendausflug auf die älteste Farm Namibias. Die Hauptstadt mit ihren geschätzten 450.000 Einwohnern ist keine Metropole. Dennoch ist sie zumindest tagsüber sehr quirlig, laut und hektisch. Sie ist in Bezug auf die Fläche eine der weltweit am schnellsten wachsenden Städte. Aber auch die Einwohnerzahl steigt, bis zu

fünf Prozent pro Jahr. Viele arbeitslose Namibier „fliehen“ aus den sehr armen Regionen, den „rural areas“, in die Hauptstadt. Sie verlassen ihre Familien, in der Hoffnung auf einen Job.

Mit einer kleinen Reisegruppe geht es im Bulli auf einer Art vierspurigen Autobahn Richtung Norden. Zwei Spuren auf jeder Seite, dazwischen eine ca. 20 Meter breite, frisch gemähte Rasenfläche. Unsere Reiseführerin ist Alexandra. Sie ist vor vielen Jahren aus Deutschland ausgewandert und bietet verschiedenste Safari-Touren an. Mit dabei sind unter anderem Frank und Wolfgang. Letzterer hat weißes Haar, trägt Khaki-Kleidung und ein Fernglas um den Hals. Er ist Veterinär und Unternehmensberater aus Nordrhein-Westfalen und gibt Seminare an der Polytech, der namibischen Fachhochschule. Frank ist braun gebrannt, Tattoos an den Armen, zusammengebundenes, schulterlanges Haar. Er hat in Hamburg eine Kartbahn und reist seit vier Wochen durch das südliche Afrika. Wir fahren vorbei an der ehemaligen Township Katutura und dem Staatskrankenhaus. Wer hierhin muss, kommt so schnell nicht wieder heraus, hat mir eine Namibierin erzählt. Da es keine vernünftige Krankenversicherung gibt, müssen die Patienten oft sehr lange warten, bis sie endlich behandelt werden. Für das Gebäude auf der anderen Straßenseite muss man auch viel Geduld mitbringen. Es ist das Staatsgefängnis von Windhoek. Hohe graue Betonmauern und bedrohlich anmutende Wachtürme. Wolfgang bemerkt: „Die werden wohl keine Klimaanlage in ihren Zellen haben.“ Das letzte große Bauwerk an der Stadtgrenze ist ein riesiges Braunkohlekraftwerk. Da es in Namibia keine Braunkohle gibt, muss sie aus dem Ausland importiert werden. Namibia ist jedoch reich an anderen Bodenschätzen. Es ist eines der wichtigsten Bergbauländer Afrikas und der Bergbau ist eine Hauptsäule der namibischen Wirtschaft. Unter anderem werden Uran, Diamanten, Buntmetalle (Kupfer, Zink etc.) und Edelmetalle abgebaut. Alexandra erzählt uns, dass das Kraftwerk seit drei Monaten ausgeschaltet ist. Da es seit Wochen so regelmäßig regnet, laufen die Wasserkraftwerke im Norden des Landes auf Hochtouren.

Nun liegt die Dornbuschsavanne vor uns, in der Ferne begrünte Berg Rücken. Nach einer halben Stunde verlassen wir die große Straße nach Norden und biegen nach Westen ab auf eine ziemlich breite Schotterpiste. Der folgen wir 18 Kilometer. Links und rechts dichtes Buschwerk und hohes Gras. Dominant sind Akazienbäume wie Kameldorn und Weißdorn. Alexandra erzählt, dass es seit Jahren nicht so grün war. Plötzlich bremst sie. Hinter einem Busch stehen junge Oryx-Antilopen und beobachten uns. Sie sind über einen Meter hoch, tragen extrem lange, gerade, spitz zulaufende Hörner, haben ein graues Fell und sind mit schwarzen und weißen Markierungen im Gesicht versehen. Als ich die Kamera heraushole, sind sie schon wieder weggesprungen. Wir durchqueren mehrere Riviere, Flüsse die in der Tro-

ckenzeit völlig ausgetrocknet sind. Jetzt schwimmen hier sogar Fische. Am Flussufer trinkt ein fettes Warzenschwein und beobachtet, ob wir vielleicht stecken bleiben. Alexandra gibt Gas. Wasser spritzt auf. Wenn wir es nicht schaffen, müssen wir Jungs raus und schieben. Wir haben Glück und erreichen das andere Ufer. Vor uns das nächste Hindernis: ein Weidezaun. Immer wieder muss Frank rausspringen und die Tore öffnen. Hinter einer Kurve erblicken wir das Farmhaus Düsternbrook.

Neben der Landwirtschaft können Reisende in Gästezimmern übernachten. Immer mehr Farmen haben den Tourismus als zweites Standbein entdeckt. Wir aber wollen uns nicht am Pool räkeln, sondern afrikanisches Abenteuer erleben und steigen um auf einen großen offenen Geländewagen. Der Fahrer heißt Jan und gibt sofort Gas. Auf der Farm werden verletzte oder von Farmern gefangene Wildkatzen gepflegt und leben ein unbeschwertes Leben. Wir mussten übrigens vor dieser Tour eine Verzichtserklärung unterschreiben, falls uns etwas passiert. Ach ja, bitte nicht die Hände aus dem Wagen halten, erklärt Jan.

Vor einem riesigen Wildzaun stoppt er. Dahinter wartet ein großer Leopard auf sein Frischfleisch. Das liegt in einem großen Bottich auf dem Beifahrersitz. Wir fahren auf das umzäunte Gelände. Auf dem staubigen Boden liegt ein großer abgenagter Knochen. Frank meint trocken: „Der Mann da hat gestern auch noch eine Verzichtserklärung unterschrieben.“ Große wache Katzenaugen beobachten uns wohl schon eine ganze Weile, bis wir endlich wahrnehmen, dass sich einige Meter vor uns das Gras kaum merklich bewegt. Wir sehen erst jetzt einen großen gelb-schwarz gepunkteten Kopf. Jan fährt unter einen Baum, klettert auf die Kühlerhaube und befestigt ein blutiges Stück Fleisch mit Hilfe eines Drahts an einem kräftigen Ast, springt wieder auf den Fahrersitz und fährt schnell einige Meter zurück. Im Bruchteil einer Sekunde schnellt die hungrige Raubkatze aus ihrem Versteck hervor und springt auf den Baum. Jetzt beißt sie gierig in das rohe Fleisch. Es knackt. Wir schießen Fotos. Leoparden wiegen bis zu 90 Kilogramm und ziehen ihre Beute, die auch mal schwerer sein kann als sie selbst, sehr gerne auf einen Baum, um sie in Etappen und ungestört zu fressen. Dieser Fleischbrocken ist schnell vertilgt. Der Leopard will mehr. Jan wirft ihm in regelmäßigen Abständen Stücke zu. Mit einer geschmeidigen Leichtigkeit fängt er sie in der Luft. Von langsamem Kauen hält er nichts. Plötzlich bewegt er sich auf unseren Geländewagen zu. Jan schmeißt den Motor an und fährt vorwärts. Der Leopard weicht ein paar Meter zurück, bleibt aber in Lauerstellung. Jan stellt den Motor wieder ab. Sofort bewegt sich der Leopard wieder recht flink auf unser Auto zu. Nur vier bis fünf Meter trennen uns jetzt noch von ihm. Reiseleiterin Alexandra schaltet sich ein und ruft aus dem hinteren Teil des Geländewagens: „Jan, we have seen enough, let’s go.“

Der Leopard kommt noch näher. Dann wirft Jan einen riesigen Knochen aus dem Auto. Der Leopard stürzt sich darauf. Wir sind froh, dass der Fleischbottich noch nicht leer war. Jan fragt uns: „Are you ok?“.

Die Gepardenfütterung im Nachbargehege ist weit weniger spektakulär. Die leicht gebauten schnellsten Sprinter der Welt (über 100 km/h) verhalten sich wie bettelnde und winselnde Hunde. Jan steigt sogar aus, um sie zu füttern. Zum Abschluss der Tour bekommen wir noch ein Getränk auf der Terrasse des Farmhauses mit weitläufigem Blick auf das Khomas-Hochland. Die Verzichtserklärung ist bereits abgeheftet, für den Fall, dass wir noch einmal an einer Leopardenfütterung teilnehmen wollen. Ich bin jetzt aber eher für Pool statt Abenteuer.

13. One Africa Television

Es ist kurz nach fünf Uhr und im Großraumbüro herrscht eine hektische Atmosphäre. Mehrere Reporter sitzen an ihren Computern. Sie texten und schneiden Fernsehbeiträge für die Hauptnachrichtensendung von One Africa Television, Namibias einzigem privaten TV-Sender. Die Zeit drängt. Um sechs Uhr muss das halbstündige Magazin „News on One“ aufgezeichnet werden. Um sieben Uhr geht es auf Sendung. Ralph Höfelein eilt von Reporterplatz zu Reporterplatz und schaut sich die Beiträge an; er will, dass Bilder umgeschnitten werden oder merkt Textänderungen an. Heute ist er der Schlussredakteur, wie fast jeden Tag. 2002 kam der ehemalige SWR-Journalist als freiberuflicher Reporter nach Namibia. Jetzt lebt er für One Africa Television. Manchmal fühlt er sich wie ein Fernseh-Entwicklungshelfer. Technisch sind die Kollegen versiert. Alle Reporter sind VJs, Video-Journalisten. Sie fahren als Ein-Mann Teams mit kleiner digitaler Kamera raus. Am Rechner schneiden sie ihre Beiträge. Bei den Texten muss Ralph aber regelmäßig korrigieren. Die englische Sprache sei für viele immer noch ein großes Problem. Viele Schüler könnten nach 12 Jahren Primary School (1.-7. Klasse) und High School (8.-12. Klasse) und dem NSSC-Abschluss (Namibia Senior Secondary Certificate) kein gutes Englisch. Wenn er Medien-Seminare an der namibischen Universität (UNAM) gebe, erlebe er, dass Erstsemester-Studenten noch nichts von der Großschreibung am Satz-anfang gehört hätten. Und hier beginnt das Dilemma, in dem sich Namibia befindet. Viele schlecht ausgebildete, junge Menschen strömen auf einen schwachen Arbeitsmarkt, die Arbeitslosigkeit liegt bei 51 Prozent. Das Wirtschaftswachstum ist nicht so hoch, um solch eine Zahl aufzufangen. So etwas wie das Arbeitslosengeld existiert nicht. Diejenigen, die Arbeit haben, verdienen oft sehr wenig. 2.000 namibische Dollar (NAD) im Monat, um-

gerechnet ca. 200 Euro, sind keine Ausnahme. Wer 20.000 NAD am Ende des Monats erhält, gehört zu den Besserverdienenden. Auf der anderen Seite steigen die Mieten und die Lebensmittelpreise rasant (ein kleiner Einkauf mit Milch, Trinkwasser, Müsli, Butter und Brot kostet 100 NAD, ca. 10 Euro). Viele Menschen leben auf Pump oder vom Familienverbund. Und doch würde sich das Land zum Positiven entwickeln, sagt Ralph. Er hegt Hoffnung und sieht eine Menge Potential, ansonsten würde er sich wohl nicht so engagieren.

Und es könnte sich tatsächlich etwas verändern. Denn das Bildungsministerium will handeln: 8,3 Milliarden namibische Dollar (ca. 820 Mio. Euro) sollen im neuen Haushalt für Bildung ausgegeben werden. Das ist der größte Einzeletat. Damit sollen unter anderem neue Klassenzimmer gebaut und neue Schulbücher angeschafft werden.

Die einzige Konkurrenz, die Ralph und seine Crew hat, ist die staatliche Namibian Broadcasting Corporation (NBC). Sie betreibt neben mehreren Radiostationen (in verschiedenen Sprachen, u. a. auch ein deutsches Hörfunkprogramm) einen Fernsehkanal. Neben der NBC ist auch One Africa Television für alle Namibier frei zugänglich. Tägliche Unterhaltungsserien werden aus Südafrika übernommen, die Weltnachrichten kommen von der BBC World. Da One Africa Television keine private Konkurrenz habe, böte sich eine große Chance für den kommerziellen Sender, aber nur theoretisch. Die Wirtschaft sei zu schwach, es gäbe zu wenige Unternehmen, erklärt Ralph. So muss man für 30 Sekunden TV-Werbung läppische 100 Euro zahlen. Damit ist kein Gewinn zu machen. Drei Autos müssen sich die sechs Reporter teilen, eines davon ist gerade in der Werkstatt.

Es ist kurz vor sechs. Lazarus eilt in den kleinen Regieraum neben dem Studio. Er ist 29 Jahre alt und seit 2006 bei dem Privatsender. Vorher hat er als Computerfachmann gearbeitet. Jetzt kümmert er sich um die Fernseh-Technik. Er hilft auch den Praktikanten, wenn sie ihre ersten Beiträge selbstständig schneiden sollen.

Im Redaktionsraum werden die letzten Beiträge vertont. Dorotea sitzt konzentriert vor ihrem Rechner. Ihr Stück ist erst für morgen eingeplant. Die 20-Jährige studiert Kommunikationswissenschaften an der Polytech und macht ein zweimonatiges Praktikum. Der Bachelor-Studiengang ist relativ neu und eine Mischung aus Journalismus und Öffentlichkeitsarbeit. Für ein Semester müsse sie zwischen 3.000 und 8.000 NAD zahlen (ca. bis zu 830 Euro). Die journalistische Ausbildung sei zwar theoretisch angelegt, aber sie würde insgesamt sechs Monate Pflichtpraktika absolvieren. Ihr Ziel sei es, einmal für die namibische Telecom oder einen privaten Telefonanbieter in der PR-Abteilung zu arbeiten.

Ralph sprintet von der Redaktion in die Regie. Lazarus hat alles für die Aufzeichnung vorbereitet. Moderatorin Johanna sitzt schon ungeduldig im kleinen Studio. Vor ihr auf dem Tisch liegen ihre Moderationszettel. Hinter ihr ein dunkler Vorhang. Mit Hilfe des Computers wird für die Sendung eine virtuelle Weltkarte mit Afrika im Mittelpunkt auf den Fernseh-Bildschirm projiziert. Johanna soll eine Sprechprobe machen. Aber ihre Stimme ist im Regieraum nicht zu hören. Es ist viertel nach sechs. In einer halben Stunde muss das komplette Nachrichtenmagazin an den Senderraum geschickt werden. Von dort wird es über den Äther gesandt. Ralph greift ein und findet den Fehler. Jetzt kann die Aufzeichnung starten.

Johanna liest die erste Moderation. Das Thema beschäftigt die Namibier schon seit Wochen: Hohe Beamte sollen mehrere Millionen namibische Dollar aus dem Pensionsfonds der Regierung veruntreut haben. Das zweite Thema zieht sich schon seit der letzten Parlamentswahl Ende 2009 durch die Nachrichten. Es geht um die Wahlklage der neun Oppositionsparteien vor dem namibischen Obergericht. Die Opposition wirft der Wahlkommission Wahlbetrug vor und fordert die Annullierung der Wahlen. Ferner wird über die baldige Eröffnung des ersten 5-Sterne Hotels in Windhoek und über das bevorstehende Konzert der britischen Reggae-Band UB40 berichtet. Lazarus fährt Moderationen und Beiträge auf dem Rechner zusammen. Ralph atmet laut auf. Johanna hat das Licht im Studio schon ausgeknipst und rauscht vorbei. „See you tomorrow.“

14. Iikutu Fashion – Mode für junge Namibier

Metha hält hellgraue Shorts mit angenähten rosa Stoffblüten hoch. Das ist ihre Lieblingshose. Katrina Amupolo gefällt der rosa-gelbe Rock, der mit bunten Knöpfen verziert ist. Auf dem Sofa liegen weitere Kleidungsstücke, unter anderem ein lila Rock mit gelb umrandeten Löwenköpfen. Diese Röcke und Hosen hat die 20-jährige Design-Studentin Metha hier in ihrer Wohnung im Windhoeker Stadtteil Katutura entworfen und mit zwei einfachen Nähmaschinen geschneidert. Es sind unverkäufliche Muster. Katrina Amupolo möchte das ändern. Sie will ein Geschäft aufbauen, in dem junge Menschen namibische Mode kaufen können. „Iikutu Fashion Namibia“ soll es heißen. Iikutu heißt Kleidung in der Sprache der Ovambo, der größten Volksgruppe Namibias. Katrina ist 1990, kurz nach der Unabhängigkeit, geboren. Sie studiert im dritten Jahr Betriebswirtschaft an der Polytech (namibische Fachhochschule).

Ihr Traum von der Selbstständigkeit nimmt bereits ganz konkrete Konturen an. Sie hat einen Business-Plan erstellt, ist im Gespräch mit elf jungen

Modedesignern und sucht Räumlichkeiten für ein Geschäft in der Windhoek Innenstadt. Ende vergangenen Jahres gewann sie den ersten Preis des Business-Plan-Wettbewerbs der Polytech. Sie war überrascht und stolz über die Auszeichnung. Die Jury habe die Präsentation überzeugt, weil sie bewiesen habe, dass sie ihren Plan wirklich in die Realität umsetzen wolle. Neben einem Preisgeld von 10.000 namibischen Dollar (ca. 1.000 Euro) erhält sie jetzt fachliche Unterstützung vom namibischen Business Innovation Centre (NBIC). Das Centre ist eine erste Anlaufstelle für Namibier, die sich selbständig machen wollen. Für das Centre arbeiten auch Mitarbeiter der deutschen Entwicklungshilfeorganisation GIZ (Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit). Bernhard Rohkemper betreut ihr Projekt und glaubt an ihren Erfolg: „Bei Katrina ist es von großem Vorteil, dass sie schon viele Leute kennt, vor allem Designer, und dass sie eine sehr aktive Person ist.“ In den Workshops des NBIC werden die Ideen der Jungunternehmer unter die Lupe genommen: Was ist meine Zielgruppe? Wie sieht meine Konkurrenz aus? Gibt es überhaupt einen Markt für meine Produkte? Die höchsten Hürden auf dem Weg in eine Selbstständigkeit sind ein guter Businessplan und Anfangskapital, weiß GIZ-Mitarbeiter Rohkemper: „Viele junge Namibier haben keine Sicherheiten, was es extrem schwierig macht, die kommerziellen Banken anzufragen, die meistens keine Kredite geben.“ Hier berät das NBIC die angehenden Unternehmer. Viele der jungen Menschen machen sich aber nicht nur selbstständig, um unabhängig zu sein oder einen Traum zu realisieren. Ihnen bleibt oft nichts anderes übrig. „Das Problem in Namibia ist die hohe Jugendarbeitslosigkeit. Viele Absolventen kommen von der Uni und finden keinen Job.“ Entweder bietet der überschaubare namibische Markt nicht die gewünschte Stelle oder „die Privatwirtschaft stellt die jungen Leute nicht ein, weil sie nicht ausreichend qualifiziert sind; selbst wenn sie studiert haben. Also versuchen sie, ihr eigenes Unternehmen aufzumachen“, erklärt Bernhard Rohkemper. Ohne professionelle Beratung werden viele allerdings keine Chance haben.

Für Katrina Amupolo sieht es gut aus. Ihr Businessplan steht, ihr Anfangskapital hat sie sich auch schon gesichert. So hat sie neben dem Preisgeld und ihrem Ersparnen eine private Investorin gefunden. Schwierig sei es nur, alle Designer zusammen zu bringen. Einige haben noch andere Jobs, entwerfen die Kleidung quasi in ihrer Freizeit, andere wohnen weiter weg und müssen erst nach Windhoek für ein Treffen fahren, wieder andere studieren noch, wie Metha. Sie hat in Südafrika mit dem Mode- und Design-Studium begonnen, jetzt geht sie auf die namibische Universität (UNAM). Sie zeigt mir ihre Skizzen von Kleidern und so genannte Inspiration Boards. Das sind große Kartonbögen, auf denen Zeichnungen, kleine Texte oder Ausschnitte aus Illustrierten aufgebracht werden. Auf einem Board dominieren die Far-

ben rosa und gelb. Und in großen Lettern steht da: „It’s a girl thing.“ Immer wenn sie eine Idee hat, zeichnet sie. Das kann nachts sein, wenn sie wach wird oder beim Kochen oder wenn sie Zeitschriften durchblättert. Sie schaut sich vor allem den südafrikanischen Modemarkt an. „In Namibia werden noch keine Trends gesetzt, es wird viel nach Südafrika geschaut.“ Und Katrina Amupolo bestätigt, dass die Kleidung in der Regel von den großen Firmen in Südafrika importiert würde. Sie will versuchen, das ein wenig zu verändern. „Es gibt viele talentierte Designer in Namibia. Aber sie haben in der Regel kein Geld, ein eigenes Geschäft aufzubauen, um ihre Kleidung zu verkaufen oder sie haben Probleme, die Produkte richtig zu vermarkten.“ Neben den Ideen der Designer will sie auch die Wünsche der Kunden einbeziehen. Sie sollen die Möglichkeit bekommen, diese im Geschäft zu notieren, damit die Designer sie umsetzen können. Die Produkte werden eine Mischung aus traditioneller namibischer Kleidung und moderner Mode sein. Katrina ist sehr gespannt. Schon im Mai will sie ihr Geschäft eröffnen.

15. Auf dem Rad durch die Township

Anna Mafwila kontrolliert die Reifen ihres roten Fahrrades und schnappt sich eine Luftpumpe. Das Rad sieht sehr robust aus, über dem Vorderreifen ist eine schwarze Kiste montiert, auf dem Rahmen prangt in gelben Lettern: „Royal Mail“. Hinter Anna stehen in einem großen Container weitere rote Fahrräder. Postboten trugen auf ihnen die Post in Großbritannien aus. Dann spendete sie die Royal Mail für einen guten Zweck. In ein paar Wochen sollen Touristen aus aller Welt mit ihnen durch die Township Katutura fahren. Das Angebot nennt sich Katu-Tours, Anna Mafwila leitet es. Die 29-Jährige ist während der Unabhängigkeitskämpfe zwischen der damaligen Widerstandsbewegung SWAPO, der heutigen Regierungspartei und dem südafrikanischen Apartheid-Regime in einem angolanischen Flüchtlingslager geboren. Sie will die Touristen mit den Einwohnern von Katutura zusammen bringen und ihnen ihren Alltag zeigen. Natürlich würde auch die Armut eine Rolle spielen, aber im Vordergrund stünde eine „Fun-Activity“: Fahrrad fahren, viel erleben und mit den Bewohnern sprechen: „Da kommen Touristen in großen Bussen vorbei, machen Fotos, das ist wie in einem Nationalpark. Wir wollen eine andere Tour machen, aber wir verstehen uns auch nicht als Hilfsorganisation.“

Anna holt ein zweites Fahrrad aus dem Container und drückt mir einen Helm in die Hand. Sie will mir den ersten Stopp der Katutura-Tour zeigen, damit ich einen Eindruck von dem Projekt bekomme. Von dem Schotterplatz geht es auf eine vielbefahrene Straße. „Keep left, keep

left“, ruft sie mir zu. In Namibia gilt Linksverkehr. Wir fahren vorbei an ärmlichen, umzäunten Häusern, die meist so groß wie Schrebergartenhäuschen sind. Die Leute drehen sich nach uns um, ein kleiner Hundemischling rennt bellend auf uns zu und bremst im letzten Moment vor uns ab. Zwei Menschen auf roten Fahrrädern mit großen Helmen sind ihm wohl nicht so geheuer.

Auf der Tour wird Anna den Touristen auch die Geschichte dieses Stadtteils erzählen. Ab Ende 1959 sind die Schwarzen Windhoeks im Rahmen der südafrikanischen Apartheidpolitik von ihren eigenen Siedlungen in die abgelegene Township umgesiedelt worden. Dabei wurden auch mehrere von ihnen erschossen. Die Menschen mussten nach Ethnien getrennt leben: Auf den Holzhütten standen Buchstaben: H für Herero, N für Nama oder O für Ovambo. Sie durften weder Land noch Hütten besitzen, sondern mussten beides von der Stadt mieten. Der Name Katutura bedeutet sinngemäß „Der Ort, wo wir nicht leben wollen.“ Erst zur Unabhängigkeit entstand eine richtige Infrastruktur. Aber immer noch sind große Teile der neuen Haushalte „informal houses“, also keine festen Häuser ohne Strom und Wasser. Und aufgrund der Landflucht wächst der Stadtteil immer weiter.

Nach zwei Kilometern und einer kleinen Steigung machen wir Halt am Single Quarter Market. Anna spricht mit einem Wachmann in ihrer Landessprache. Die beiden kennen sich. Wir stellen die Räder bei ihm ab. Vor uns erstreckt sich eine große offene Markthalle. Es ist laut und lebhaft. Im vorderen Teil werden Stücke von Rindern mit dem Beil zerkleinert. An der Seite liegen noch die abgeschlagenen Köpfe. Darüber schwirren die Fliegen. Ein paar Meter weiter wird Kapana, mundgerechte Fleischstücke zum Mitnehmen, auf großen offenen Grills zubereitet. Daneben wird ganz viel Getrocknetes angeboten: Mopane-Würmer, Fisch, Früchte und Biltong, luftgetrocknetes mit Koriander gewürztes Rind- und Wildfleisch. Es gibt Mahango, eine Hirseart, aus der Brei zubereitet wird oder das Marula-Öl. Dies wird von den Fruchtkernen des Marula-Baumes gewonnen. Jedem Verkäufer stehen ca. fünf Quadratmeter zur Verfügung. Neben den Verkaufsständen spielen Jugendliche Billard. Dahinter erstreckt sich der etwas noblere Bereich des Marktes. In kleinen Verkaufsräumen bieten Händler Kleidung und Schmuck an. Die Einheimischen würden lieber zum offenen Markt als in einen Supermarkt gehen, erklärt Anna. Hier seien die Waren günstiger und man könne mit den Verkäufern auch noch feilschen. Wir kehren zu unseren Fahrrädern zurück. Anna steckt dem Wachmann ein paar Dollar zu. Mit den Touristen wird sie ihre Tour über den Soweto Market zur Evelin Street fortsetzen, die Straße, die niemals schlafen würde. Nach dem Besuch eines gemeinnützigen Projekts, bei dem handgemachte

Produkte verkauft werden, geht es weiter zum Goreangab Dam, Zeit für eine Rast am Ufer des Stausees. Für die sieben Kilometer lange Tour hat sie dreieinhalb Stunden eingeplant. Anna und ich fahren jetzt schon wieder zurück. Vor dem Container wartet Michael Linke in seinem Pick-Up auf uns. Er ist der Leiter von BEN Namibia, einer gemeinnützigen Organisation, mit der Anna zusammenarbeitet.

BEN steht für *Bicycling Empowerment Network*. Das Konzept ist simpel. BEN sammelt gebrauchte Fahrräder aus der ganzen Welt. Die werden in kleinen Fahrradwerkstätten wieder fit gemacht und sehr günstig an arme Namibier verkauft. Über die Hälfte der Namibier hätte keinen Zugang zu motorisierten Transportmitteln, so Michael. In abgelegenen Regionen gebe es auch keine Taxen oder Busse. Die Werkstätten bestehen meist aus einem großen Container mit Rädern und Ersatzteilen. Diese Container werden von einer lokalen Partnerorganisation bereitgestellt. BEN besorgt die Räder und bildet Namibier, oft junge Arbeitslose, zu Fahrradmechanikern aus. Michael Linke ist Australier. 2004 kam er das erste Mal nach Namibia. Ihm kam die Idee, ungenutzte Fahrräder zu sammeln. Er fand heraus, dass eine britische Organisation bereits ähnliches machte und Räder nach Südafrika verschickte. Dann erfuhr er von HIV-Positiven im Norden von Namibia: Da sie kein Fortbewegungsmittel hatten, konnten sie nicht zur nächsten Krankenstation gelangen. Er baute BEN auf. Inzwischen sind bereits 20.000 Räder verkauft worden und es gibt in ganz Namibia 26 dieser Kooperationen. Eine davon ist die zwischen BEN und King's Daughters. Das ist ein Kirchenprojekt, das ehemaligen Prostituierten hilft, ein neues Leben aufzubauen. Die Fahrradwerkstatt, von der die Katutura-Touren starten, gehört zu King's Daughters. BEN bildete die ehemaligen Prostituierten zu Mechanikerinnen aus und stellte die „Royal-Mail“-Räder Katu-Tours zur Verfügung. King's Daughters kümmert sich um die Wartung. Katu-Tours wird dafür einen Teil der Einnahmen an das gemeinnützige Projekt abführen. Genau so stellt sich Michael Linke sein Netzwerk vor, das auf Nachhaltigkeit setzt. Er schiebt die Projekte an und kann dann wieder neue Kooperationen aufbauen. Eine der Mechanikerinnen, nennen wir sie Paula, hat ein Fahrrad auf eine Halterung gehievt. Der Vorderreifen ist völlig kaputt. Sehr schnell und sehr routiniert wechselt sie ihn aus. Sie ist Mitte zwanzig, wohnt in Katutura und hat hier im vergangenen Herbst angefangen. Sie sei sehr froh, dass sie diese Arbeit habe. Michael freut sich, dass sie sich so gut in das Team integriert habe. Sie sei eine richtig gute Mechanikerin geworden. Katu-Tours Chefin Anna Mafwila schiebt die beiden roten Räder zurück in den Container. Regenwolken verdunkeln die Sonne. Die ersten Tropfen fallen. Sie hofft, dass sie zum Ende der Regenzeit ihre ersten Touren mit Touristen starten kann.

16. Architektur an der Polytech

Die Studenten sind in ihre Arbeit vertieft. Sie sitzen an Werkbänken in einer großen Halle. Alle haben vor sich kopfgroße, abstrakte Ton-Modelle stehen. Charakteristisch sind die rechteckigen Formen. Die Hochschüler müssen dieselben Figuren noch einmal mit Holzstäbchen nachbauen. Daneben ist das erste abgeschlossene Projekt der Erstsemester-Studenten zu bestaunen: kleine abstrakte Konstruktionen aus Bambusstangen. Die besten Werke wurden in überdimensionaler Größe nachgebaut und stehen jetzt auf dem Hof der Polytech, der namibischen Fachhochschule.

Im hinteren Teil der Halle sind die aktuellen Modelle des ersten Jahrgangs der Architekturausbildung in Namibia ausgestellt. Die Studenten Charlene und Ewald zeigen mir ihre Skizzen, die sie mit modernen Grafikprogrammen entworfen haben und ihre dazugehörigen Modelle aus Pappe und Holz. In drei Wochen hätten sie ein modernes, behindertengerechtes Haus mit Arztpraxis kreieren müssen. Ewald und Charlene wollen beide als Architekten in Namibia arbeiten. Charlene möchte nach dem vierjährigen Studium noch einen Master im Ausland absolvieren. Denn dieser Abschluss wird in Namibia noch nicht angeboten, weil das Architekturstudium erst ausgebaut werden muss. Einer, der dabei kräftig mithilft, ist Phillip Lühl. Der 28-jährige Deutsch-Namibier ist hier geboren, hat in den Niederlanden Architektur studiert und dort eine Zeit lang gearbeitet. Jetzt ist er Junior-Dozent an der Polytech. Die neue Aufgabe lockte ihn schneller als gedacht wieder in sein Heimatland zurück: „Ich finde es unglaublich spannend, hier mitzuarbeiten, gerade weil sich noch alles im Aufbau befindet.“ Der Beginn des Studiums vor einem Jahr sei für den ersten Jahrgang noch ein wenig chaotisch gewesen. Jetzt liefе schon alles viel routinierter ab. Die neuen Erstsemester-Studenten werden gerade von einem deutschen Professor unterrichtet. Sigurd Scheuermann von der Aachener Fachhochschule ist begeistert von den jungen Namibiern. Sie seien engagiert, der Leistungsstand sei genauso gut wie in Deutschland. Er begründet das mit dem strengen Bewerbungsverfahren Anfang des Jahres. Wer die Prüfungen nicht erfolgreich abgeschlossen hatte, wurde erst gar nicht zum Studium zugelassen. Eine, die es geschafft hat, ist Tejiri. Die 17-Jährige arbeitet konzentriert an einem Holzmodell. Dabei schaut sie immer wieder auf die Variante aus Ton. Ihr gefällt dieses Projekt sehr. Sie mag es, Skulpturen zu entwerfen. Professor Sigurd Scheuermann schaut den Studenten immer wieder über die Schulter. Er ist sehr enthusiastisch und hat ein ganz konkretes Ziel: „Die Studenten sollen einmal Designer mit dem Gefühl und dem Wissen von Ingenieuren werden.“ Sie sollen nicht nur die Zeichnungen entwerfen, sondern den gesamten Gestaltungsprozess eines Hausbaus vor Ort betreuen. Die Chancen sehen gut aus für die

Studenten, die Architektenkammer sucht Nachwuchs. Es herrscht Fachkräftemangel auf der einen Seite, auf der anderen ist es schwierig, für qualifizierte Ausländer eine Arbeitserlaubnis für Namibia zu bekommen. Für sechs der dreizehn Studenten des ersten Jahrgangs geht es dieses Jahr für ein Semester an die Aachener Fachhochschule. Charlene und Ewald hoffen beide sehr, dass sie dabei sein werden.

17. Der Traum vom Chefkoch

Das Steak brutzelt auf dem Grill. Mightypower prüft mit dem Finger, ob es durch ist. „Es ist noch nicht so weit.“ Der junge Mann mit dem lustigen Namen und der großen weißen Mütze ist Koch-Azubi im NICE. Dies steht für Namibian Institute of Culinary Education und ist ein Windhoek Restaurant mit einer angeschlossenen Kochschule. Mightypower ist 22 Jahre alt und in seinem zweiten Lehrjahr. In ein paar Wochen stehen seine letzten Prüfungen an. „Kochen ist meine Passion, mein Traum, schon seitdem ich klein bin“, erzählt er und lacht. Die Küche ist aufgeteilt in mehrere Arbeitsbereiche. Heute Abend ist er der Herr über den Grill. Die Küche ist offen, jeder Kunde, der ins Restaurant geht, kommt vorbei und kann einen Blick hineinwerfen. Gerade kochen vier ausgebildete Köche und fünf Lehrlinge. „Das Konzept ist Training on the Job“, erklärt Stephan Brückner, Chef des Restaurants. Er ist in Windhoek aufgewachsen, hat in Berlin studiert. In diesem Haus, in dem jetzt dutzende Köche ausgebildet werden, lebte schon sein Großvater. Der Arzt erwarb es 1920, damals stand es noch am Stadtrand. Es war für ihn ein kurzer Weg zur Arbeit im katholischen Krankenhaus. Auch seine Eltern wohnten hier. Die zogen vor ein paar Jahren aus, das Haus sollte verkauft werden. Dann hatte Stephan Brückner die Idee, eine Kochschule zu gründen. Im Süden Namibias führt er eine Lodge und leidet seit Jahren unter chronischem Koch-Mangel. „Es gibt jetzt in Namibia eine Ausbildung an der Fachhochschule, aber da machen im Jahr vielleicht 20 Absolventen ihren Abschluss. Das reicht einfach nicht, den wachsenden Tourismussektor zu bedienen.“ Brückner bildet also für den Eigenbedarf, aber auch für andere Lodges und Hotels aus. „70 Prozent der jungen Leute gehen dann zur Konkurrenz“. Das Engagement wird goutiert. Momentan finanziert sich die Schule u. a. durch staatliche Zuschüsse: Ein Teil der US-amerikanischen Entwicklungshilfe für Namibia fließt in den Ausbildungsbereich des zukunftssträchtigen Tourismussektors. So zahlen die Studenten noch nichts für die Ausbildung, die pro Kopf und Jahr umgerechnet 4.000 Euro kostet. Gerade haben 30 neue Azubis angefangen, 15 sind im zweiten Jahr und im Juli fangen wieder 30 an. Wenn die Studenten sich allerdings

daneben benähmen oder sich nicht anstrengen würden, müssten sie ein Drittel der Kosten (ca. 1.300 Euro pro Jahr) übernehmen. Aber der Jahrgang sei sehr engagiert. Ein Teil der staatlichen Zuschüsse wird außerdem immer erst dann überwiesen, wenn die Studenten die Ausbildung erfolgreich abgeschlossen und eine Arbeitsstelle gefunden haben.

Als nächstes Ziel soll die Ausbildung erweitert werden. Aktuell dauert sie zwei Jahre und beinhaltet drei Stufen mit verschiedenen Prüfungen. Level eins und zwei erreicht man nach sechs Monaten. „In dieser Zeit werden die Studenten mit der Küche in Berührung gebracht.“ Dann müssten sie entscheiden, ob sie wirklich Koch werden wollen. 50 Prozent der Studenten würden da meist rausfallen, so Brückner. Dann folgt der dritte Level, der dauert noch einmal 18 Monate. „Aber dann ist man noch kein Chefkoch. Dann ist man in der Lage, in irgendeiner Hotel- oder Lodgeküche einen sinnvollen Beitrag zu leisten.“ Das Ziel ist eine dreijährige Ausbildung mit fünf Levels inklusive einer Spezialisierung z.B. zum Saucier, also einem Spezialisten für Saucen oder zum Patissier, dem Küchenkonditor. Die Absolventen sollen dann ein staatliches Zertifikat erhalten. Hierfür arbeiten das NICE und die verantwortliche Behörde für Ausbildungen, die Namibia Training Authority (NTA), eng zusammen: „Das Thema Berufsausbildung steckt in Namibia noch in den Kinderschuhen und wird entwickelt von Seiten des Staates. Wir sind da als Pilotobjekt ausgewählt worden.“, erzählt Brückner stolz.

Mightypower hat bereits die nächste Bestellung bekommen und klopft das rohe Steak von einer Oryx-Antilope mit dem Hammer flach. Er gibt Öl, Salz und Pfeffer dazu und legt es auf den Grill. Nebenan beobachtet er eine Kollegin aus dem ersten Lehrjahr. Sie bereitet eine braune Bratensauce vor, die nicht dick werden will. Er gibt ihr Tipps und lacht wieder. Der heutige Küchenchef Timus lobt seinen Lehrling. Er sei engagiert und könne gut mit Leuten umgehen. Man sähe es einfach an seinem Lachen. Mightypower will nach seiner Ausbildung in verschiedenen Küchen arbeiten. In fünf bis zehn Jahren will er ein eigenes Restaurant oder Cateringunternehmen führen oder Chefkoch in einem Fünfsternehotel oder auf einem Kreuzfahrtschiff sein. „Ich will irgendwas Großes machen. Wir jungen Namibier haben eine Chance. Wir müssen nur hart arbeiten und an uns glauben.“

18. Der Blick in die Zukunft

Es sind diese Worte vom jungen Koch Mightypower, die mich positiv stimmen, die mich versöhnen mit dem Land, das noch viel tun muss für seine junge Generation, seine „Born Free Generation“. Ich habe gelernt, dass es

in Namibia nicht einfach ist, seine Träume zu realisieren. Die hohe Arbeitslosigkeit und das schwache Schulwesen lähmen die jungen Menschen. Das Bildungssystem muss stark verbessert werden. Nur so kann sich das Land weiterentwickeln. Die Regierung hat das erkannt und investiert mehrere Milliarden namibische Dollar in die Bildung. Wichtig ist, dass die Schulinfrastruktur aber genauso die Lehrerbildung gefördert wird. Dennoch wird sich die Investition erst in ein paar Jahren auszahlen. Ein Bildungssystem kann man nicht innerhalb eines Haushaltsjahres auf einen gehobenen Standard bringen. Ferner ist es elementar, die klassische Ausbildung nach der Schule zu fördern. Alleine auf das universitäre System zu setzen, bringt ein Land mit nur zwei Millionen Einwohnern, einer hohen Konzentration auf die Landwirtschaft und einer starken wirtschaftlichen Abhängigkeit von Südafrika nicht weiter. Außerdem ist zu wünschen, dass die Oppositionsparteien an Einfluss gewinnen. Nur eine starke parlamentarische Opposition kann ihre demokratische Kontrollfunktion ausüben und auf die Einhaltung der Bildungsziele der Regierung pochen.

Ich bin gespannt, wie sich Namibia weiterentwickelt. Was wird wohl aus Klaas, der bald seine Schule abschließen wird. Wird Johanna nach ihrem Studium in Südafrika als Bauingenieurin nach Namibia zurückkehren? Ich bin gespannt, ob Herunga einmal die Farm seiner Mutter als biologischen Betrieb führen wird. Werde ich Brian als Farmer oder als Touristenführer wiedersehen, wenn ich wieder in das Land reise? Kann ich dann in Katrinas Geschäft namibische Mode bewundern? Und was wird aus Mightypower, wird er mir in seinem eigenen Restaurant ein Menü bereiten?

Alle diese Menschen zu treffen und ihre Geschichten zu erleben, hat mir die Heinz-Kühn-Stiftung ermöglicht. Besonderer Dank gilt Ute Maria Kilian für ihre intensive Betreuung. Es war toll, dass ich während der Recherche im Land so viele Freiheiten bekam, um ganz spontan vor Ort noch neue Geschichten zu entdecken. Genau so muss es sein. Immer bereit etwas Neues zu erleben – die Eine Welt mit der Heinz-Kühn-Stiftung.